

Die Aehrenleserin

Autor(en): **Schwendener-Egli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 34

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mer und immer wieder Zeugnisse vorweisen und die andere halbe Welt hofft, gestützt auf Zeugnisse eine freie Stelle oder sonst irgend einen Vorteil zu ergattern.

Das alles kommt einem vor wie ein Worträtsel: Ein Ding, das man ersehnt, an das man selbst nicht glaubt, aber von dem man hofft, es mache anderen doch Eindruck — wer fügt so etwas in Verse, so, daß die Antwort lautet: „Das Zeugnis?“

„Auf Zeugnisse gebe ich nichts! Ich schaue mir den Mann an — durch und durch!“ sagt der Herr Bank- oder Fabrikdirektor. Auf die ausgeschriebene Stelle haben sich aber 144 Bewerber gemeldet. Nachdem der Herr Direktor ein Duzend „angesehen“ hat, gibt er es auf, „den Mann anzuschauen“, macht sich feuzend an den Berg der Anmeldebefchriften — lies Zeugnisse — und muß nun doch diese zu Rate ziehen.

In N. ist die Stelle eines Lehrers ausgeschrieben, und es haben sich entsprechend dem großen Überfluß an Lehrkräften über 40 Bewerber angemeldet. Auch hier geht bei den Wählern der Spruch um, auf die Zeugnisse komme es nicht an und doch wird dann etwa vom einen oder anderen Kandidaten gesagt, er habe sehr gute Zeugnisse vorgelegt. Wenn diese dann schließlich auch nicht den Ausschlag geben, so haben sie vielleicht doch bewirkt, daß der betreffende Bewerber in die engere Auswahl kam.

Spenglermeister Klopfer sucht einen neuen Lehrling und auch er sieht die Schulzeugnisse der Jünglinge genau an, die sich für die Lehrstelle beworben haben. Friß Binggeli kommt nicht in Frage; der hat ganz mittelmäßige Leistungen im Rechnen. Auch Werner Schletti kann er nicht brauchen und zwar wegen ungenügenden Leistungen im Zeichnen usw. Mag der eine Lehrmeister etwas mehr Gewicht auf Schulzeugnisse legen, der andere etwas weniger: so ganz belanglos sind diese eben doch nicht, eine gewisse Bedeutung kommt ihnen trotz aller Regierung immer und immer wieder zu.

Dies gilt nun ebenfalls von allen anderen Zeugnissen. Sicher werden sie zu hunderten und tausenden als Gefälligkeit ausgestellt, aber dann doch in den meisten Fällen oft bewußt, oft unbewußt in irgend einer Weise etwas nüanciert:

Es liegt ein — fast möchte ich sagen wesentlicher — Unterschied darin, wenn es im einen Falle heißt:

„Herr F. Minder hat die ihm übertragenen Arbeiten zur Zufriedenheit besorgt“, im anderen

„Herr F. Minder besorgte seine Arbeit in jeder Hinsicht zur vollen Zufriedenheit.“

Mögen viele über die Zeugnisse und die Ausstellung von Zeugnissen abschätzend urteilen, mögen sie von ihnen sogar wirklich abgelehnt und mißachtet werden: Auch diese Verächter werden nicht viel anderes tun können, als im gegebenen Falle dann doch die vorgelegten Zeugnisse zu lesen und sie lesen heißt, sich ihrem Einflusse bis zu einem gewissen Grade aussetzen.

Zu wünschen wäre nun allerdings, daß wer in den Fall kommt, Zeugnisse ausstellen zu müssen, dies wirklich gewissenhaft und mit aller Klarheit besorgt. Wer einem Angestellten oder Arbeiter nicht mit gutem Gewissen ein gutes Zeugnis geben kann, das diesem als Empfehlung dienen wird, begnüge sich damit, einfach zu bescheinigen, wie lange jener in der betreffenden Stelle im Dienste gestanden hat. Man vergesse nie, daß Gefälligkeitszeugnisse früher oder später sich als solche erweisen, und daß der Aussteller dann in ein merkwürdiges Licht gerückt wird.

Zeugnisse so zu lesen, daß sie einem ein richtiges Bild des Inhabers zu bieten vermögen, ist ganz bestimmt nicht leicht. Noch schwerer und manchmal recht undankbar aber ist es, Zeugnisse so auszustellen, daß sie allem gerecht werden: dem Arbeiter wie der verrichteten Arbeit, dem Aussteller wie dem, der sie lesen soll.

Die Aehrenleserin

von Martha Schwendener-Egli

Ein junges Mädchen im Sonntagsstaat, einen Koffer in der Hand, schreitet auf dem Weg zwischen wogenden Kornfeldern hindurch, dem Schloßgut zu. Doch es tritt nicht durchs hohe Tor, es schwenkt hinüber zur alten Hütte mit dem moosigen Schindeldach, wo die Marianne „3'Hus“ ist.

Die Marianne steht just vor der Hütte und haßt auf einem niederen Scheiterstoß Reifig. Sie schaut nicht von der Arbeit auf als sich Schritte nähern. Marianne ist schwerhörig — schwerhörig geworden vom Alter. Erst als das junge Mädchen neben ihr steht, wendet sie sich, läßt die Art fallen und schlägt die Hände zusammen: „Bhüetis Gott! 's Anneli!“

„Ja, Großmutter. Denk, ich komme zu dir in die Ferien!“

Großmutter und Enkelin begrüßen sich. Das Mädchen erzählt, daß seine Herrschaft in die Ferien gefahren sei und daß es ebenso lange wegbleiben könne. „Zwei Wochen! Ach, Großmutter, du weißt ja gar nicht, wie schön das ist — fort aus der Stadt — aufs Land!“

„Morgen fängt die Ernte an. Da wirst du ja gleich sehen, wie schön das Landleben ist“, lächelt die Großmutter weise.

„Großmutter, da kann ich ja — wie früher als Kind — Aehren lesen“, jubelt das Mädchen.

„Ja, das darfst du gern. Aber jetzt komm' doch erst in die Stube. Großmutter öffnet die Türe und heißt die Enkelin eintreten. Wenig später steigt ein Räuchlein vom offenen Herd zur Dachluke hinaus. Kaffeeduft durchzieht Küche und Hausgang und bald sitzen die beiden plaudernd am Tisch.

Die Abendsonne dringt zwischen den Geranien hindurch in die ärmliche, aber laubere Stube, mit dem „Zyt“ an der Wand

und der bemalten Truhe. Vom Schloßgut her tönt der klingende Schlag eines Dangelhammers. Ein Wagen lärmt irgendwo über die „Bfesi“. Draußen in den Wiesen zirpen die Grillen. Und dann hört man die der Handharmonika eigenen, so wehmuthsehnuchtsvollen Klänge.

„Wer spielt da so schön?“ fragt das junge Mädchen und öffnet das „Löifsterli“ etwas weiter.

„Der Meistertnecht vom Schloßgut ist es“, antwortet die Großmutter.

Beide sitzen nun still und horchen. Großmutter hat die Hände im Schoß gefaltet und bald sinkt ihr greises Haupt in einem Nickerchen vornüber. Das Mädchen aber schaut zum Fenster hinaus und atmet tief den würzigen Duft, wie er an Sommerabenden über dem Land liegt, in sich ein. Die Muffit drüben verflingt. Stille liegt über der ganzen Gegend — ländlicher Abendfrieden.

Bierzehn Tage später. Viele große Fuder mit schweren Garben sind inzwischen auf die Einfahrt des Schloßgutes gefahren. Weit dehnen sich die Stoppelfelder. Nur die feinen Rippen des Hafers zittern noch im Abendwind. Aber morgen wird auch da das summende Lied der Sensen erklingen, denn, die Körner auf ihre Reife prüfend, schreitet der Meistertnecht vom Schloßgut dem Feld entlang.

Auf den Stoppeln nebenan lesen die Marianne und das junge Mädchen die abgefallenen Aehren. Emfig haschen die Fingerg — hierhin — dorthin. Die Säcklein füllen sich — füllen sich mit dem Korn der Armen, das ihnen der reiche Bauer zusammenzufuchen erlaubte. Aehren — wie viele hat die Marianne Zeit ihres Lebens vor dem Berberb gerettet? Aehren —

Korn — Mehl — — die Ahnenleserin weiß sie zu schätzen, die Gabe Gottes, das tägliche Brot.

Anneli ist kräftiger geworden durch die Landarbeit. Tagsüber half sie gar oft auf dem Schloßgut, beim Ausbreiten des Getreides, beim Häufeln, beim Sammeln. Ganz braungebrannt ist ihr Gesicht, der Nacken und die bloßen Arme. Und rote Wangen hat sie nun.

„Sie ist ein hübsches ‚Chröttli‘“, denkt die Großmutter und laut sagt sie: „Mir tut das Kreuz so weh. Ich geh' jetzt nach Hause — kochen.“

„Ich komme bald nach. Nur noch den Streifen dem Hafer entlang“, entgegnet das Mädchen ohne aufzuschauen.

„Sie ist ein hübsches ‚Chröttli‘“, denkt auch der Meistertnecht. „Und schaffen kann sie auch.“ Er schlendert am Rande des Haferfeldes dahin. „Machst nicht bald Feierabend?“ fragt er.

„Ich möchte noch gern fertig machen. Morgen muß ich ja wieder fort und Großmutter klagt so über Weh im Rücken.“

„So, du gehst wieder in die Stadt zurück. Schade, daß du an der ‚Sichleten‘ nicht mehr da bist. Warum bleibst du eigentlich nicht hier?“

„Was sollte ich da tun?“ fragt das Mädchen erstaunt.

„He, bei der Großmutter bleiben — und — und bei mir“, macht er stotternd.

Anneli neigt sich noch tiefer über die Stoppeln. Ist ihr Gesicht von der untergehenden Sonne so rot oder —

Der Knecht steht da, die Hände in den Hosentaschen und wartet auf die Antwort. Aber plötzlich erhebt sich das Mädchen. „Ich muß heim“, und will sich entfernen. Aber der Knecht packt sie am Arm. „Du — gehst du wirklich in die Stadt zurück?“

„Ja. Aber —“

„Aber?“

„Aber ich komm' ein anderes Mal.“

„Gelt, du kommst heute abend hinters Haus, zum Holunderstrauch?“ bittet er.

Sie schaut ihm in die Augen. Darin sieht sie, daß er es ehrlich meint. „Ja“, kispelt sie und versucht, seine Finger von ihrem Arm zu lösen. Nach einem festen Druck gibt er sie frei.

Fastig geht sie davon, dem alten Haus zu. Wie ihr Herz klopf! Doch nicht vom raschen Gehen. Sie liebt ihn — das ist es. Und er liebt sie — sie fühlte es am Druck seiner Hand.

Und als sie sich beim Brunnen den kühlenden Wasserstrahl über die Arme rieseln läßt, da sinnt sie: „Vor vier Jahren habe ich dem Land den Rücken gekehrt — ging in die Stadt dienen. Warum eigentlich? Sicher nicht nur wegen dem bißchen mehr Lohn. Nein, eine gute Partie hoffte ich dort machen zu können. Aber schnell genug habe ich gemerkt, daß in der Stadt so vieles nur Schein ist. Gottfried, der Knecht aber, ist kein ‚Seelgäner‘. Ein kräftiger Bursche ist er und an Leib und Geß gesund. Er wird schon eine Familie durchbringen. — Ja, ich werde aufs Land zurückkehren — zu ihm.“

Aroleid

Von Maria Dutli-Rutishauser

Daß das Aroleid an einem stillen Ort im Wallis liegt, hat uns Gottfried Keller erzählt. Sein Gedicht können wir noch fast auswendig. Gegenden, über die berühmte Dichter schrieben, sind, besonders nach dieser Dichter Ableben, sehr besucht. Man will seinen Freunden doch sagen können, daß man dieses Aroleid gesehen hat — das macht sich gut und gibt Zeugnis von der literarischen Höhe, auf der man steht.

Wer aus solchen und ähnlichen Gründen ins Aroleid hinaufsteigt, kommt nicht auf die Rechnung. Es gibt ja nicht einmal einen Ansichtsartenstand dort oben — wie soll man da der Welt kundtun können, daß man wirklich die Hütte gesehen hat, vor der die Mutter die Hände rang? Und es hat kein Hotel oben, wo man Wein trinken kann, und die Sennhütten sind am Tage von Menschen und Geistern verlassen. Was gibt es also Besonderes in diesem Aroleid? Lohnt es sich, den Weg von Zermatt her zu machen, um zu sehen, wie da oben wie anderswo im Wallis die Weiler aussterben?

Für die Leute, die nach Dingen jagen, über die sie später lange erzählen können, ist das Aroleid nichts. Die sparen sich die Zeit besser ein und gehen schnurstraks den Weg nach Schwarzsee weiter, von dem sie immerhin sagen können, er sei so und soviel Meter hoch gelegen. Das Aroleid gehört den Menschen, die eine Gegend nicht nach der Höhe bewerten und nicht nach der Bettenzahl ihrer Hotels. Aroleid! Der Name ist Gesang, er birgt in sich eine Melodie, der man nachgeht in stiller Stunde. Aroleid! Das Lied jauchzt nicht, ist keine Tanzweise. Man wird nachdenklich dabei. Es liegt in ihm die Schwere des Lebens dieser Menschen im Wallis, es liegt in ihm leise Trauer und doch wieder die Stärke, mit der das Weib in Gottfried Kellers Gedicht ihr Los getragen.

Aroleid ist keine Ortschaft, nicht einmal ein Weiler. Es ist ein weites Gebiet von Alpen und Weiden, mit verstreuten Hütten, unter dem Harwald gelegen. Sennen hausen im Sommer auf den Alpen. Sie besorgen ihr Vieh und machen Käse. Im Weiler Zumbsee gibt es ein paar Häuser, die aber auch nur

im Sommer bewohnt sind. Eine alte, freundliche Frau ist dort oben, und sie erzählt, was die Sennen einem verschweigen:

Ja, das sei nun Aroleid. Zumbsee gehöre auch dazu. Und der große Wald auch. Aber eigentlich sei das nur eine Behauptung der Gelehrten, die Karten machen. Im Wolke herrsche die Ansicht, das Aroleid beginne erst unterhalb der Weiden von Zumbsee. Aber wenn halt die Fremden einfach das Aroleid gesehen haben und doch nicht weitergehen wollen als bis nach Zumbsee. — Schade sei's, denn dort drüben im wirklichen Aroleid, wo noch die Geister umgehen — — Ganz geheimnisvoll werden die Augen der Alten. Nein, mehr durften sie auch nicht sagen, weil nun neuestens erwiesen sei, daß die Geister überhaupt nie existiert hätten. Im Geheimen allerdings glaubten sie eineweg daran, nur sagen sie es nicht mehr laut.

Es ist gut, den Rat der Alten zu befolgen und einen Nachmittag lang ins Aroleid zu wandern. Man kann sich dort am stillsten, schönsten Ort auf ein Polster von unsagbar bunten Alpenblumen niederlassen und die Aussicht bewundern. Man kann aber auch die Augen zumachen und den Zauber auf sich einwirken lassen, der hier wie selten anderswo über der Gegend liegt. Man sinnt dem Namen nach, den diese Matten tragen, dieser traurigen Geschichte vom Mar, der so tiefes Leid gebracht hat dem Weibe, dessen Mann und Kind er ins Verderben stieß. Sonderbar ist der Name, beglückend die Tatsache, daß vor vielen hundert Jahren Menschen hier lebten, die so viel Sinn und so viel Klang in ein Wort legen konnten. Wer stundenlang unter dem stahlblauen Himmel im Aroleid geträumt hat, der erfährt diesen Sinn und versteht auch, wie es möglich war, diesen Namen bis auf unsere Zeit zu erhalten. Ihm wird der Zauber offenbar, der diesem durch Liebe und Leid geheiligten Boden innemohnt — er weiß dann auch, daß die Walliser Geistergeschichten nicht nur Aberglauben sind, sondern pietätvolles Gedenken der Menschen, die hier schafften, sich freuten und starben, die aber nicht tot sind, weil ihr Geist immer wieder neu geboren wird hier oben, wo man nicht mit den kurzen Maßen der Tiefe mißt!